

Morgen verlagert. So kann dieser Autor in seiner Begriffsbestimmung über diese Samstagfeiern bemerken:

Sie heißen Nächte wie wir noch heutzutage den Vorabend des Weihnachtsfestes die heilige Nacht nennen, weil nämlich die ersten Verehrer Mariä diese Nächte ganz oder doch größtenteils mit der marianischen Andacht zubrachten, wie denn auch jetzt noch an vielen Orten diese Andacht nicht Vormittag, sondern am Abend gehalten wird⁸⁷.

In der Tat ist man bis in die jüngste Zeit bald nach Mitternacht aufgebrochen, um am Samstag möglichst früh am Gnadenort zu sein. Man nehme statt vieler Hinweise nur eine Schilderung, die noch 1929 bei L. Dürnegger gegeben wurde. Sie betraf den Feiersamstag im oberbayerischen Kirchwald, also im Gebiete des Samerbergs:

„Wer wollte die goldenen Samstage im Oktober feiern ohne Anteilnahme des Samervolkes? Kaum einer ist's, der zurückbleibt und nicht Gebet mit Buße verbindet. Noch ist der Morgen nicht ergraut, so fällt bald hier, bald dort die Haustüre wieder in Schloß und Riegel; und mit brennenden Fackeln aus Spanholz versehen, eilen die stillen Beter, wie Gespenster aus den Gräbern kommend und wieder in Schluchten verschwindend, dem neuen Ziele Kirchwald zu. „Zur Mutter Gottes wallen alle Von dem Berge, aus dem Tale“⁸⁸.

Noch heute breitet sich über die Goldenen Samstage, wo sie gehalten werden, etwas von dunkelnder Nacht und von dämmerndem Licht. Damit ziehen sich verbindende Linien zu frühen Roratessen und zur Christmette, auch zu jenen Gebetsnächten, denen der eucharistische Kult im tridentinischen Zeitalter neue Ausgangspunkte verlieh.

Bald stiller, bald lauter rauschen die Brunnen des Frommen und Kultischen, in allem aber unerschöpflich, da sie auf geheimnisvolle Tiefen zurückgreifen.

KLEINER BEITRAG

Gebet, Vorsehung, Wunder

Von Arthur Fridolin U t z, Lüttershausen bei Herchen (Sieg).

Man hat gesagt, Not lehre beten. Und doch ist nichts geeigneter als gerade die Not, dem gottesfürchtigen und betenden Menschen Zweifel aufzudrängen über Wert und Sinn des Gebetes. Gewiß, man berichtet von dem wunderbaren Einhalt, den Gebet und Buße einiger Frommen grausam mähenden Seuchen geboten haben. Es wird von der wunderbaren Wirkung des Wettersegens erzählt. Auch wollen die unzähligen Ex-Voto-Tafeln an heiligen Orten von sichtbaren und greifbaren Gebeterhörungen wissen. Sollte aber all das nicht trügerische Selbsttäuschung sein?

⁸⁷ S. 11.

⁸⁸ Der Samerberg in Vergangenheit und Gegenwart². Rosenheim 1929, 124.

Die Lösung dieser Frage ist nicht so einfach. Einerseits lassen sich nach christlicher Auffassung die Wirkungen des Gebetes keineswegs leugnen, andererseits wäre es ebenso verwegen, sich mit einer landläufigen Meinung eins zu erklären, nach welcher jedes Vater-unser oder jede Wallfahrt den vom Beter erwarteten, sogar wunderbaren Erfolg erwirken müsse.

Die Frage wird unentschieden bleiben, solange man sich nicht klar ist über den Ansatz, von dem aus die Lösung zu versuchen ist. Der *Naturwissenschaftler* wird die Wirkungen des Gebetes stets von seinen Forschungsergebnissen aus beurteilen. Für ihn sind die greifbaren und wissenschaftlich feststellbaren Tatsachen das zunächst Richtungsgebende. Nach diesen aber ist der Bereich der willenslosen Natur festen Normen unterworfen, nach denen sich die Welt abwickelt, als handle es sich um ein bloßes notwendiges Zusammenspiel gesetzmäßig geordneter Kräfte. Es mag bis heute noch nicht gelungen sein, alle Gesetze und einzelnen Naturerscheinungen — wie z. B. die der Witterung — in ein berechnendes Schema zu bannen. Trotzdem steht für den Naturwissenschaftler fest, daß auch diese Geheimnisse einer Gesetzmäßigkeit unterliegen, so labil auch die Erscheinungen sich dem Auge des vorwissenschaftlichen Denkers und naiven Betrachters darbieten mögen. Ohne jedoch die Möglichkeit eines unmittelbaren Eingriffes von seiten Gottes in den Naturlauf, also das Wunder, zu leugnen, weist er doch um der inneren Geschlossenheit der Natur willen die Annahme eines tatsächlichen Eingriffes weitgehend zurück, abgesehen natürlich von den wenigen wirklich göttlich beglaubigten Wundern. Nur dort, wo ein dauernder Anstoß von seiten Gottes erfordert ist, und zwar ein Anstoß nicht nur zur weiteren Fortbewegung einer bereits prästabilierten Gesetzmäßigkeit, sondern auch des Soseins der Bewegung, also im Bereich des freien Willens des Geschöpfes, entzieht sich nach seiner Ansicht endgültig die Berechnung und eröffnet sich zugleich die Möglichkeit der Bitte um weise eingreifende Lenkung und Führung durch den Schöpfergeist.

Demnach wäre ein wirksames Bittgebet nur möglich auf jenem Wege, der über das innere Erlebnis des menschlichen Geistes geht. Beten um Gesundheit, um gutes Wetter wäre danach ein Unding. Wie sollte das Geschöpf, das nun einmal sich in die Schöpfungsordnung einzufügen hat, den dreisten Wunsch äußern, die Gesetzmäßigkeit zu durchbrechen, nach welcher die zerfallenden und kranken Kräfte eben mit Notwendigkeit dem Tode entgegengehen oder nach welcher auf bestimmte luftelektrische Ladung hin ein Blitz erfolgt, der seinen Weg wiederum nach vorgezeichneten Naturgesetzen nimmt, so daß er unweigerlich den trifft, der auf dieser Wegstrecke steht! Die Naturgesetze sind vom Schöpfer aufgestellt, nicht um durchbrochen, sondern um eingehalten zu werden. Wo käme die Natur hin, wenn das Gebet eines jeden Bauern um vermeintlich günstige Witterung Erhöhung fände? Es müßte das Groteske und Widerspruchsvolle geschehen, daß es zugleich regnete und nicht regnete! Es liegt ein tiefer Ernst über diesen Gedanken, jener Ernst, den die Natur als Schöpfung Gottes fordert, die heilige, ergriffene Ehrfurcht vor dem, der alles geschaffen und geordnet hat nach Maß, Zahl und Gewicht.

Und doch ist bei aller nicht zu vernachlässigenden Rücksichtnahme auf den natürlichen Verlauf der Dinge die Blickrichtung des *Theologen*, des vom Glauben her orientierten Wissenschaftlers eine andere. Ihm ist das erste und auch letzte Entscheidende immer der Gedanke und Ratschluß Gottes, der in der Offenbarung Jesu Christi und im Anschluß an ihn im kirchlichen Lehramt für uns vernehmbar geworden ist. Die Selbsteröffnung Gottes in der Offenbarung hat aber auch einen Eingriff in die Natur gebracht. Durch das Hinausgreifen über die Natur in der Offenbarung von seiten Gottes mußte die Natur sich öffnen und einem weiteren Ziele fügen, mußte etwas — und nicht zu wenig! — von ihrer Geschlossenheit preisgeben, wie das deutlich sichtbar wird in den zahlreichen, von Gott selbst in der Heiligen Schrift beglaubigten Wunderberichten des Alten Testaments. Nachdem sich Gott vollends in Christus geoffenbart hat, ist dieses Geöffnetsein, gewissermaßen

zu höherem Bereitsein der Natur nur noch verstärkt worden. Weitgehend mußte die Natur sich dem Erlöser dienstbar machen.

Schon bei der Geburt Christi hat ein Stern den Dienst tun müssen zur Verkündigung des Messias unter den Heiden. Bei seinem Tode kündigt wiederum die Natur durch ihr Beben den erschütternden Ernst dieses weltbedeutenden Geschehnisses an. Und am Ende werden wiederum Naturerscheinungen die Ereignisse des Reiches Gottes begleiten, die Erde wird beben, die Sonne sich verdunkeln, der Mond sich blutrot verfärben, die Sterne werden herabfallen und der Himmel wird verschwinden und jeder Berg und jede Insel wird von der Stelle gerückt (Offb 6, 12 ff). Und das alles geschieht, nicht weil es der Welt als solcher gebührte, sondern weil die Welt dem Erneuerer der Natur untersteht. Christus ist, wie der hl. Paulus (Kol 1, 15 ff) beteuert, nicht nur das Haupt der Kirche und der Erstgeborene aus den Toten, sondern ebenfalls der Erstgeborene vor aller Schöpfung, in welchem alles geschaffen wurde, was im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und Unsichtbare, und auf den hin in der Zielrichtung ebenfalls alles, also auch die vernunftlose Natur, geschaffen wurde. Von oben, d. h. vom ewigen Heilsplan Gottes, her gesehen, dient also die Schöpfung einem andern als nur dem immanenten Ziel der eigenen Vervollkommenung und naturgerechten Abwicklung. Das aristotelisch-stoische „Entsprechend der menschlichen Natur leben“ wurde mit neuem Sinn belegt. Die Natur wurde in ihrer naturhaften Empfänglichkeit gegenüber dem Schöpfer durch ein neues, gnadenhaftes Sein aufgefüllt und dem Erlöser und Heilmacher mit anderer und auch stärkerer als naturgewaltiger Bindung verpflichtet.

Gewiß, man kann erwidern, daß Gottes Vorsehung das Heilsgeschehen in weiser Vorausschau in den natürlichen Verlauf der Welt einzuordnen wußte. Und doch ist, von der ersten göttlichen Absicht her gesehen, das gesamte Naturgeschehen ein Gleichnis der Übernatur. Nur wir Menschen sind, um dieses Übernatürliche zu erkennen, auf das natürliche Gleichnis verwiesen, um von unten nach oben zu steigen; wir sollen vom Senfkorn (Mt 13, 31 ff) den Aufbau und die Entwicklung, von den außergewöhnlichen Naturerscheinungen die einschneidenden bevorstehenden Ereignisse des Reiches Gottes erkennen lernen. Aber in der eigentlichen Finalordnung, wie sie Gott sieht und einrichtet, ist all das, was die Natur an Erkenntnissen dem gläubigen Geiste bietet, nur geschaffen und gefügt um dessentwillen, der das Bild des unsichtbaren Gottes ist.

Dementsprechend wächst auch der Jünger Christi über diese Natur hinaus. Auch ihm dient sie um des Heiles willen. Ohne daher wundersüchtig zu sein, ist der verstärkte Glaube an den tatsächlichen Wunderwillen Gottes und damit das Gebet um ein Wundergeschehen für den Christen nichts Außerordentliches in dem Sinne, wie es außergewöhnlich und unerhört ist für den Nichtchristen. Die Mahnung zum Berge versetzenden Glauben ist kein Wortspiel. Nicht ohne Absicht hat Christus gesagt: „Alles, um was ihr voll Glauben bitten werdet, werdet ihr erhalten“ (Mt 21, 22). Noch größere Werke als Christus sollten die Jünger tun, wie der Meister selbst voraussagte (vgl. Jo 14, 12).

Allerdings ist die Welt dem Christen nicht zum Spielzeug gegeben. Wie die Natur, so dient auch der Mensch mit seinem Sein und Leben, samt seinem „Schicksal“ der Verherrlichung des Gottmenschen und er wiederum dem Plane des Vaters im Himmel, der trotz der Machtvollkommenheit, die er seinem Sohne mitgeteilt hat, ihm das Opfer nicht ersparte, seiner selbst zu vergessen und sein irdisches Dasein der Gesetzmäßigkeit des menschlichen Lebens, sogar der Bosheit der Menschen einzufügen, als sei er ein Mensch wie jeder andere. Das Beten des Menschen kann sich daher so wenig verselbständigen wie das Gebet des Menschgewordenen. Wenn das Grundanliegen des Gottmenschen sich in jenem ergreifenden Gebet am Ölberge „Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe“ aussprach, so darf auch die Bitte des Jüngers nur immer in demselben Wunsche enden, den Willen des Vaters im Himmel zu tun. Schon in seinem ersten Ansatz ist darum das Gebet in Schranken verwiesen, die allzu leicht übersehen werden. Das Gebet kann

niemals eine Vergewaltigung des Ratschlusses Gottes, sondern nur eine untergeordnete Teilnahme an der göttlichen Vorsehung sein. Es ist darum ein Tun wesentlich religiöser, gottesdienstlicher, also opfernder Art¹. Die Ermunterung Christi zu vertrauensvollem Bitten darf nicht losgelöst werden von dem, der diese Ermunterung gegeben hat, auch nicht von jenen, an die sie gerichtet war. „Um was ihr mich bittet in meinem Namen, das werde ich tun“ (Jo 14, 14). Was immer ihr erbittet, — ihr meine Jünger, die ihr eines Sinnes seid mit mir, die ihr nur wollt, was ich will, — das werde ich euch geben. Von vornherein ist darum der Freizügigkeit das Tor verriegelt. Bekräftigt wird diese Einschränkung ganz unzweideutig durch den Zusatz: in meinem Namen².

Bei Wahrung dieses Grundgesetzes der Unterordnung unter den ewigen, menschlichen Begreifen unerreichten Willen Gottes mögen wir dann erbitten, was immer es sei, es wird uns auf jeden Fall die Erfüllung des göttlichen Willens zuteil, die Gnade, uns einzufügen in seine uns verborgenen Absichten, und sogar die materielle Erfüllung unseres Wunsches, sofern sie in diesen Absichten steht. Es ist aber nicht richtig, zu sagen, daß diese materielle Erfüllung vom Gebet unabhängig wäre. Auch sie ist eine Frucht des Gebetes, sofern Gott sie über unser Bitten in ewigem, freiem Rat für uns beschlossen hat. Der Zusammenhang zwischen Gebet und Erfolg fällt also nicht auseinander. Für Gott ergibt sich daraus durchaus keine Abhängigkeit vom Beten des Menschen, er ist und bleibt der barmherzige Gott sowohl unseres Gebetes wie auch des Erfolges.

In aller Not und Bedrängnis soll der Christ gemäß der Mahnung des Herrn sich an Gott wenden und zwar nicht bloß, um die kraftgeladene Gnade zu erbitten, christlich standzuhalten und den Versucher zu überwinden, sondern ebenso um Abwendung des leiblichen Übels und Gewährung des Wohlergehens. Wir sind diesbezüglich unmißverständlich durch das Beispiel des am Ölberg Betenden belehrt worden, der genau wußte, was über ihn mit unabänderlichem Willen verhängt war, der aber doch seine Bangigkeit und Betrübniß kundtat.

Auch das Wunderbare ist aus unserer Bitte nicht verbannt. Es wird, so es in Gottes Wille beschlossen ist, unsere Freude vollkommen machen und uns die Gewißheit über den Besitz der alle Naturgaben übersteigenden Liebe Gottes einflößen. Allerdings ist es nicht das Gewöhnliche, von Gott ein Wunder zu erleben, da wir wissen, daß die Wunder auch im Christentum nicht zur Alltätlichkeit geworden sind. Das wundersüchtige Verlangen ist von Christus als gottloses Begehren gebrandmarkt worden. Aber das ist es auch nicht, was der betende Christ sucht. Nicht das Zeichen, sondern die Hilfe ist das Wesentliche. Warum soll der Christ nicht auch seinem Selbsterhaltungstrieb, der ihm als Naturgesetz ins eigene Sein eingegraben ist, Raum geben, und zwar, wenn es nicht auf eigene Kraft hin geht, eben auf dem Weg des Gebetes über einen Größeren, Wundermächtigen? Und warum sollte Gott dieses kindliche Bitten nicht erhören, da es kein Zeichen, sondern nur väterliche Hilfe wünscht?

Allerdings weiß der Christ, daß die Hilfe des Vaters in den meisten Fällen die Leiden nicht erspart. Er ist gar wohl durch das Herrenwort unterrichtet, daß er sein Kreuz — und dazu gehören auch die Leiden, die ihm die Naturereignisse aufbürden — nicht abschütteln darf, sondern es tragen soll in treuer Gefolgschaft: „Wer sein Kreuz nicht trägt und mir nicht nachfolgt, kann mein Jünger nicht sein“ (Lk 14, 27). Und doch bleibt bestehen, was gesagt wurde, daß der Christ all seine Anliegen in innigem Gebet mit Dank vor Gott tragen soll (Phil 4, 6), selbst dann, wenn nur ein wunderbarer Eingriff Gottes Hilfe leisten könnte. Die Bitte wird nicht dreist, weil sie mit Dank vorgetragen ist, mit der geziemenden Einordnung in das Wollen Gottes, des Vaters. Um dieser Unterordnung willen ist dem Gebet der alles Begreifen übersteigende Friede Gottes vorausgesagt, der

¹ Vgl. Fr. Utz, *Bittet und ihr werdet empfangen*. Freiburg 1940, 25 f.

² Vgl. Utz a. a. O. 38 f, 76.

unsere Herzen bewahren wird in Christus Jesus (Phil 4, 7). So wird das unerschütterliche Bitten in jeglichem Anliegen zur Bewährung und Festigung in der Vereinigung mit Christus.

Während der Heide mit aufsehenerregendem Lärm seine Not vor seiner Gottheit klagt und um Hilfe stammelt, weiß der Christ von vornherein sich geborgen in der Vaterliebe Gottes, in die er sich mit ganzer Seele kraft der ihm vom Heiligen Geist verliehenen gott-haften Liebe hineinversenkt. Der Vater im Himmel weiß bereits, bevor wir bitten, was uns nottut (Mt 6, 7 f). Die Eröffnung unseres Wünschens hat darum nicht solche Wichtigkeit wie die aufrichtige Versicherung unserer Liebe, vom Willen Gottes auch unter Hingabe des eigenen Begehrs und unter bereitwilliger Übernahme schwerster Entbehrungen nicht zu lassen. Je mehr diese Liebe sich im Betenden zu dem ihrer Werthöhe entsprechenden Primat durchringt, um so mehr wird praktisch das ängstlich sorgende Bitten um diesseitige Dinge verstummen. Denn dem, der zuerst das Reich Gottes sucht, wird nach der Verheißung Christi freigebig alles andere hinzugeschenkt. Das kleinliche Bitten um die selbstischen Albernheiten dieses Lebens wird völlig schwinden und dem Anliegen weichen, um dessentwillen Christus gelebt und gebetet hat. In potenziertem Maße, als man zu vertrauensvollem Bitten ermuntert, ist die Grundforderung des gesamten christlichen Lebens und Betens zu wiederholen: der unbestreitbare Vorrang des Willens des Vaters im Himmel.

Anderseits ist vor dem Mißverständnis zu warnen, als bestände der Fortschritt im Gebetsleben nun gerade darin, daß man weniger um irdische Dinge bitte oder sich mehr mühe, den Ablauf der Naturgesetze in Kauf zu nehmen. Der Christ fügt sich in letztem Beweggrund und in letzter christlicher Sicht nicht in die unnachgiebigen Naturgeschehnisse ein, sondern in den unerforschlichen Heilswillen Gottes, der die Naturgesetze, ohne sie ganz aus ihrer normativen Lage zu nehmen, doch mehr seinem Belieben unterstellt hat, als irdisches Denken es vielleicht anzunehmen vermag. Er dient jenem Heilswillen Gottes, der gibt und nimmt, Unterordnung verlangt und Freiheit schenkt nach derselben unergründlichen Weisheit und Güte, in welcher er über alle Naturerwartungen hinaus seinen eigenen Sohn als Menschen in die Welt gesandt hat. Das augustinische „Liebe, und tue, was du willst“ hat auch hier seine treffende Bedeutung: Liebe den Herrn, deinen Gott und Vater, und du magst bitten, um was du willst.

BESPREDHUNGEN

Holzner, Josef: *Der Völkerapostel Paulus*. Seine weltgeschichtliche Bedeutung. München, Schnell & Steiner 1941, 62, 8^o, RM. 2.20 (Träger des Auftrags, 3).

Nur wer ein so gründliches, umfassendes Wissen über den hl. Paulus besitzt, wie es das bekannte Werk von Dr. J. Holzner verrät, kann auf wenigen Seiten so viel Schönes und Tiefes über den Völkerapostel schreiben wie vorliegendes Büchlein. Es will auf die natürlichen Kräfte und Zeitverhältnisse hinweisen, die Paulus zu einem so tauglichen Werkzeuge der Gnade machten. Drei Kraftzentren speisten seinen Geist: Jerusalem, Athen, Rom. Jerusalem, das mosaische Gesetz als autoritativer Ausdruck des göttlichen Willens. Aber die Damaskusstunde belehrte ihn, daß dieses Gesetz auf Golgatha seine wahre Erfüllung fand. Der ererbte Feueifer wandte sich nun ganz dem neuen Gesetz zu. Paulus war schon vorher mit Athen, dem griechischen Genius und seiner reichen Ideenwelt in Berührung gekommen. Aber diese Kultur hatte einen religiös-sittlichen Zusammenbruch erlitten und eine große Erlösersehnsucht wachgerufen. „Vieles hat Paulus von Griechenland empfangen, aber noch mehr ihm geschenkt“ (44). Er zeigte ihm, wo der unbekannte Gott sei, der all sein Sehnen nach Wahrheit, Schönheit, Liebe erfülle. Rom mit seinem Universalismus, seiner Assimilationsmacht war der richtige Raum, um die Kirche Christi